

LOST

IN



WER IN EUROPA GEGEN DEN LEISTUNGSDRUCK REBELLIERT, WIRD LAUT, FEIERT, DEMONSTRIERT. IN JAPAN BESTeht DIE REBELLION IM RÜCKZUG AUF DEN KLEINSTEN RAUM. YUUTO LEBT SEIT JAHREN AUF 13 QUADRATMETERN

Text: Illustration:
Anja Knabenhans Jindrich Novotny

ISOLATION

Auf der anderen Seite der Tür sitzt die Schwester. Sie weint und wimmert. Einige Male flucht sie auch, zögerlich, unbeholfen, fast muss er lächeln. Und immer wieder dieses Flehen: „Bitte hilf mir. Bitte mach mir das nicht kaputt.“ Stundenlang. Bis er aufgibt, tatsächlich. Yuuto schließt die Tür auf und verlässt sein Zimmer. Geht zum ersten Mal seit eineinhalb Jahren nicht nur bis zur Toilette, sondern einen Raum weiter, in die Küche. Dort sitzen seine Eltern, starren ihn an wie einen Geist. So sieht er auch aus, nach Monaten ohne Tageslicht und Frischluft. „Werte Eltern, mit eurer Erlaubnis werde ich ausziehen.“ Da ist er, der langersehnte Satz. Trotzdem brechen die Eltern nicht in Jubelschreie aus, sie nicken nur bedachtsam. Wie es sich ziemt in Japan.

Yuuto zieht aus, was für ein Wunder. Nicht, weil er schon 23 ist, sondern weil er ein Hikikomori ist. Der Begriff bezeichnet sowohl das Phänomen wie die Betroffenen und bedeutet, dass sich ein Jugendlicher oder junger Erwachsener im Elternhaus verschanzt. Mehrheitlich handelt es sich dabei um Männer. Der Rückzug von der Gesellschaft kann ein paar Monate dauern, schlimmstenfalls Jahrzehnte. Dass Yuuto nach eineinhalb Jahren aufgibt und sogar auszieht, ist nur seiner Liebe für die Schwester zu verdanken. Die will heiraten, aber für die Familie des Erwählten muss sie eine tadellose Herkunft vorweisen. Ein seelisch gestörter Bruder, der sich in seinem Zimmer einsperrt, wäre untragbar.

Yuuto zieht nicht weit weg. Wenn er sich am Fenster seiner Einzimmerwohnung auf die Zehenspitzen stellt, sieht er ein paar Straßenzüge weiter das Dach des Elternhauses. Mit dem Auszug schöpft er neue Energie, stürzt sich wagemutig in die Gesellschaft. Er findet eine Stelle als Sachbearbeiter, lässt alte Bekanntschaften wieder aufleben, lernt sogar einmal eine Frau kennen. Aber nach einem halben Jahr wird es zu viel. Was genau, das kann Yuuto nicht benennen. Es geht einfach nicht mehr. Er bleibt einen Tag zu Hause, dann noch einen. Aus ein paar Tagen werden Wochen, Monate – vier Jahre. Mittlerweile ist er 28, wieder ein Hikikomori. Nicht mehr im Elternhaus, nicht mehr im sieben Quadratmeter kleinen Kinderzimmer. Nun misst seine Welt dreizehn Quadratmeter. Zum Glück ist er nicht weit weggezogen, so muss seine Mutter

nicht weit gehen, um ihm einmal täglich Essen zu bringen. Und natürlich bezahlen die Eltern die Wohnung.

Dreizehn Quadratmeter bieten wenig Lebensraum, aber für einen Hikikomori ist das nichts Besonderes. Da ist zum Beispiel der 17-Jährige, über den die BBC 2002 berichtete, der sich mit 14 in der Küche einschloss und jahrelang nicht mehr rauskam, sich nur alle paar Monate wusch. Oder der 40-Jährige, der über 20 Jahre in seinem acht Quadratmeter kleinen Zimmer ausharrte, bis das Elternhaus abgerissen wurde. Yuuto findet seine kleine Welt gerade richtig, viel braucht er ohnehin nicht. Er schaut fern, spielt am Computer, liest und schreibt – irgendwie geht die Zeit rum. Zirka einmal im Monat, wenn es ihn im Rücken zwickt und er sich mal woanders hinlegen will als aufs Bett, geht er nach draußen. Nur nachts, nur in den Park ein paar Straßen weiter, nur am Wochenanfang, wenn es auch in der Millionenmetropole Tokio ziemlich ruhig ist. So ist das Risiko, zu vielen Menschen zu begegnen, gering.

An einem Dienstagabend im Oktober 2011 aber passiert es. Ruhig liegt er auf dem Rasen und streckt seine Glieder, die Zikaden zirpen so laut, dass er nicht einmal sein eigenes zufriedenes Seufzen hört. Doch plötzlich beugt sich eine Europäerin über ihn, verschwitzt und aufgeregter. Ob alles okay ist, fragt sie auf Englisch, ob er Hilfe brauche. Yuuto ist dermaßen überrumpelt, dass er antwortet, zum ersten Mal seit Wochen ein paar zusammenhängende Sätze formuliert. Es fühlt sich so surreal an, mitten in der Nacht im Gras zu liegen und zu sprechen, in einer fremden Sprache, mit einer fremden Person – vielleicht lässt er sich deshalb auf ein kleines Gespräch ein. Später kann er nicht mehr erklären, weshalb er eine Viertelstunde mit ihr kommunizierte, aber das spielt keine Rolle. Er tat es und tut es seitdem gelegentlich. Nicht mehr mündlich, das wäre zu viel verlangt.

Die Gespräche des letzten Jahres kann Yuuto an einer Hand abzählen, mal abgesehen von der täglichen Dankesfloskel, wenn ihm seine Mutter Essen bringt. Im Oktober redete er mit mir, der Europäerin, die mitten in der Nacht durch den Park radelte. Im Januar mit einem Arzt, der ein Medikament gegen ein Ekzem verordnete, das schon beinahe den ganzen Unterarm überwuchert hatte, weil Yuu-

to ewig gewartet hatte. Im Dezember und Juni mit seiner Schwester, als sie zu Besuch kam, um ihm Fotos ihres Babys zu zeigen.

Wie die Mutter kommt auch die Schwester nur spät-abends vorbei. Einerseits, weil Yuuto bis zum Nachmittag schläft. Andererseits, um nicht aufzufallen, nicht von Nachbarn oder Bekannten entdeckt zu werden. Denn alle Welt glaubt, Yuuto sei aus beruflichen Gründen in die USA ausgewandert – so erzählen es die Familienmitglieder. Wie viele solcher Lügenmärchen wohl allein in Tokio gestreut werden? Und wie viele in ganz Japan?

Hikikomori ist ein Phänomen, das in den letzten Jahrzehnten vermehrt in den öffentlichen Fokus gerückt ist. Der Psychologe Tamaki Saitō prägte den Ausdruck vor der Jahrtausendwende und gilt mittlerweile als Experte im Bereich des sozialen Rückzugs. Gemäß seinen Berechnungen zählt ein Prozent der japanischen Bevölkerung zu den Hikikomori – über eine Million Menschen. Die Gesundheitsbehörden widersprechen zwar und nennen weitaus niedrigere Zahlen, belegen können sie diese jedoch nicht. Denn in einer Kultur, wo das Versagen einer Person als Schande für deren gesamte Familie gilt, ist die Dunkelziffer immens. Und Hikikomori gelten als Totalversager: Die Unfähigkeit, sich einzufügen, ist in einer derart auf Konformität fixierten Gesellschaft desaströs.

Yuuto war einst gut angepasst. Er wurde nicht gehänselt in der Schule, schrieb gute Noten, schaffte locker die Aufnahme an die Universität. Viele junge Japaner scheitern wesentlich früher. Kein Wunder, der Druck in der japanischen Gesellschaft ist enorm: Nach Jahrzehnten des Wachstums ist der Arbeitsmarkt heute von Konkurrenzkampf und Unsicherheit geprägt. Das ist in Europa zwar nicht anders, aber in Japan soll nach außen hin trotz aller Belastung stets eine tadellose Fassade gewahrt werden. „Demut, Strebsamkeit, Aufopferung, Anpassungsfähigkeit“, schreibt Yuuto einmal, „das sind nicht einfach Tugenden, es sind Pflichten.“

Unabwendbar ist auch die Erfüllung der elterlichen Lebensplanung. An der Uni saß Yuuto mit Hunderten Studenten in Hörsälen und büffelte Informatik, wie es die Eltern wünschten. Er und seine Kommilitonen wussten genau, dass der Arbeitsmarkt bereits übersättigt war. Aber bei den meisten von ihnen war die Richtung schon seit dem Kindergarten vorgegeben, Widerstand zwecklos. Nicht, weil die Eltern sonst toben würden, sondern einfach weil Aufbegehren undankbar wäre.

Wenn die Erwartungen zu hoch werden, der Druck stetig zunimmt, keine Erleichterung in Sicht ist, dann gibt es irgendwann nur noch einen Ausweg: ausbrechen. Hier-

zulande schmeißt man sich in rebellische Klamotten, säuft sich ins Delirium oder schlägt sonstwie über die Stränge. In Japan wäre das undenkbar, ein unermesslicher Skandal. Deshalb funktioniert Rebellion genau umgekehrt, über die Isolation. „In meiner kleinen, heilen Welt kann mir niemand etwas anhaben. Ich laufe nicht Gefahr, mich lächerlich zu machen, mich unzulänglich zu fühlen, zu enttäuschen“, schreibt Yuuto. Natürlich, seine Eltern sind maßlos traurig. Sie sagen es zwar nicht, ertragen die Schande still und demütig, aber er weiß es. Dennoch ist dieser Schmerz besser. Er ist konstant, im Gegensatz zu den unabsehbaren Stichen, die ihm im normalen Leben drohen würden.

So traurig Yuutos Eltern sein mögen, sie haben sich in all den Jahren nie Hilfe geholt. Auch das passt zu den japanischen Gepflogenheiten, Persönliches geheim zu halten. Viele Eltern würden sich, wenn überhaupt, erst nach ungefähr einem Jahr melden, sagt der Psychologe Saitō in einem Interview. Es gebe drei Auswahlmöglichkeiten: Die Eltern sollten zur Beratung kommen, ihr Kind raus-schmeißen oder sich mit dem Istzustand abfinden.

Den Rausschmiss wählt niemand, er wäre ein Eingeständnis, dass man als Eltern versagt hat. Wer genügend Geld zur Verfügung hat, zieht oftmals die unkomplizierte Variante vor: durchfüttern und auf Besserung hoffen. Die andere Option erfordert viel Geduld; je länger ein Hikikomori eingekapselt war, desto schwieriger lässt er sich reintegrieren. Mittlerweile gibt es allerdings einige Hilfsorganisationen, die sich auf die Zurückgezogenen spezialisiert haben. Die Nonprofitorganisation New Start etwa bietet betreutes Wohnen und einen sanften Wiedereinstieg mittels Teilzeitjobs. Daneben existieren sogenannte mietbare Schwestern, die einfühlsam Kontakt aufbauen zu den Verbarrikadierten. Sie schieben Zettelchen unter der Tür durch, erzählen von sich und versuchen ohne Druck Vertrauen zu gewinnen und eine Verbesserung der Situation zu erreichen. All diese Bemühungen sind äußerst langwierig – und führen nicht zwangsläufig zum Erfolg.

„Gibt es in Europa keine Menschen wie mich?“, fragt Yuuto einmal. Doch, aber wie viele wohl? Soziale Phobien nehmen zwar zu, hier gibt es ebenfalls Fälle von extrem isolierten Menschen. Zudem existieren bereits Hikikomori-Communities in mehreren Sprachen. Aber weil Kategorisierung und Behandlung solcher Phänomene anders gehandhabt werden, lassen sich die Zahlen schlecht vergleichen. Und Daten über Resozialisierungschancen sind noch diffuser. „Möchtest du überhaupt einmal zurück in die Gesellschaft?“, schreibe ich Yuuto Anfang Juli. Bisher habe ich keine Antwort bekommen. <

„WIE JETZT? GIBT ES IN EUROPA
KEINE MENSCHEN WIE MICH?“